

Deutschland *einig* Vaterland...?

Die Ost-West-Beziehung aus anthropologischer Perspektive.

Ein Feature von Tobias G. Rink

Wenn in Talkshows, Radiosendungen oder Zeitungskolumnen das Thema der Deutschen Wiedervereinigung behandelt wird, geschieht das meistens so: *Die politische Dimension der Einheit* wird erörtert, indem die Vorgänge im Wendeherbst '89 analysiert und mit biographischen Zeugnissen bestimmter Persönlichkeiten unterlegt werden. Die Frage, wer für den Schießbefehl an der innerdeutschen Grenze verantwortlich war und wem wir es zu verdanken haben, dass am 9. November 1989 kein einziger Schuss fiel, löst bis heute lebhaft Debatten aus. *Die wirtschaftliche Dimension der Einheit* ist immer dann von Interesse, wenn die Berechtigung des Länderfinanzausgleiches oder die hohe Arbeitslosenrate in Ostdeutschland diskutiert wird. Inzwischen stellen Vertreter strukturschwacher Kommunen aus den alten Bundesländern immer deutlicher die Frage, warum nach wie vor so viel Geld in den Osten transferiert wird, obwohl die dortigen Autobahnen in einem viel besseren Zustand sind als die ‚Buckelpisten‘ vor der eigenen Haustür. *Die juristische Dimension der Einheit* tritt ins öffentliche Bewusstsein, sobald eine prominente Persönlichkeit beschuldigt wird, als IM der Stasi gearbeitet zu haben. Außerdem wird seit 20 Jahren darüber gestritten, ob die DDR nun als Unrechtsstaat zu bezeichnen ist oder nicht. Bei dieser Diskussion geht es um nichts Geringeres als um die Frage der Deutungshoheit: Betrachten wir die DDR aus der Perspektive der Opfer, der Mitläufer oder der Täter? – Ich sage an dieser Stelle ganz bewusst, dass alle diese Debatten ihr Recht haben und deshalb mit Anstand und Respekt geführt werden müssen. Ich finde es nur erstaunlich, dass die Frage der kulturellen Differenz zwischen Ost- und Westdeutschland kaum Gegenstand einer Erörterung ist. Dabei liegen die wichtigsten Probleme, die das Miteinander bis zum heutigen Tag erschweren, genau auf diesem Gebiet:

Trotz gefallener Grenzen bleiben Differenzen

Im Westen ist man sehr verwundert, dass sich so viele Osis die DDR zurückwünschen, obwohl diese wirtschaftlich am Ende gewesen ist und von politischer Bevormundung, extremer Umweltverschmutzung und zerfallenden Innenstädten geprägt war. Im Osten herrscht dagegen eine ganz andere Stimmung. Hier ärgern sich viele darüber, dass die DDR-Verhältnisse in undifferenzierter Weise abgewickelt wurden, ohne die positiven Beiträge zu würdigen. So sind zum Beispiel die Polykliniken abgeschafft worden, nur um sie Jahre später unter der Bezeichnung „Ärztelhäuser“ wieder einzuführen. – Natürlich hat es in den zurückliegenden Jahren nicht nur Differenzen, sondern auch viele Annäherungen gegeben. Die letzte Fußballweltmeisterschaft brachte ein neues Wir-Gefühl hervor, das seinen deutlichsten Ausdruck im unverkrampften Gebrauch der deutschen Fahne fand. Dem vereinten Jubel folgte später die Finanzkrise, über die wir - in analoger Weise - gesamtdeutsch gejammert haben. Trotzdem sind deutlich wahrnehmbare Unterschiede zwischen Ost und West bis heute erhalten geblieben. Wir tragen zwar dieselben Designer-Klamotten, fahren die gleichen Autos und hantieren mit demselben Geld – aber wir lachen nach wie vor über verschiedene Witze, legen ein unterschiedliches Verhalten bei Bewerbungsgesprächen an den Tag und haben ein dezidiert unterschiedliches Verständnis darüber, was einen guten Leiter auszeichnet.

Ohne wechselseitiges Verstehen wird es nicht gehen

Im Westen sehen viele Leute gar keine Notwendigkeit darin, sich mit den kulturellen Traditionen der untergegangenen DDR zu befassen (obwohl es natürlich Ausnahmen gibt). Schließlich erwartet man von den Ostdeutschen, dass sie sich an die für sie günstigeren Verhältnisse anpassen. Das geschieht zwar bei denen relativ problemlos, die (als Minderheit)

in den alten Bundesländern leben oder die ‚gesamtdeutsch‘ verheiratet sind. Aber in den neuen Bundesländern, wo die Mehrheit von der DDR-Vergangenheit geprägt ist, findet eher eine Art Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln statt. Deshalb ist es notwendig, die Differenzen zwischen Ost und West als kulturell bedingte Unterschiede ernst zu nehmen. Nur dann kann es gelingen, das Miteinander konstruktiv zu gestalten. Unterschiede sind nicht notwendigerweise Gegensätze und Ähnlichkeiten sind nicht zwangsläufig Gemeinsamkeiten. Daher stellt sich die Frage, worin sich der deutsche Osten vom Westen konkret unterscheidet.

Die gesellschaftliche Dominanz von Schuld- oder Schamorientierung

Zuerst müssen wir verstehen, dass die kleinste Einheit der DDR-Gesellschaft das Kollektiv und nicht der einzelne Bürger gewesen ist, während im Westen ein Prozess kontinuierlicher Individualisierung stattgefunden hat. Daraus leitet sich ein ganz wesentlicher Unterschied ab, der etwas mit der Gewissensorientierung zu tun hat, die in beiden Teilen Deutschlands zu unterschiedlichen Prägungen geführt hat. Ohne an dieser Stelle auf Einzelheiten eingehen zu wollen, kann man sagen, dass jeder Mensch eine innere Disposition zu einer Gewissensreaktion besitzt, die sich als Scham- oder Schuldgefühl äußern kann. In diktatorischen Gesellschaften, die das Individuum in seiner Entfaltung blockieren, indem sie kollektive Strukturen schaffen, entwickelt sich eine Dominanz der Schamorientierung. In offenen Gesellschaften, die sich der Freiheit des Einzelnen verpflichtet fühlen, entsteht ein Übergewicht der Schuldorientierung. Dieser Unterschied ist in seiner Folgewirkung gravierend. Die Schamorientierung setzt nämlich immer die Existenz einer Gruppe voraus, in die sich jemand einordnet und vor der er sich innerlich verantwortet. Sie kann deshalb als soziale Orientierung beschrieben werden, weil die Gruppe das ethische Verhalten des Einzelnen in überproportionaler Weise bestimmt. Im Gegensatz dazu ist die überwiegende Schuldorientierung eine Gewissensprägung, die in der Anerkennung eines moralischen Maßstabes wie den 10 Geboten besteht. In diesem Fall geht das ethische Verhalten auf Entscheidungen zurück, die der Einzelne ganz persönlich getroffen hat. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass sich im Osten eine ganz bestimmte Gruppenorientierung entwickeln konnte, während sich im Westen der Individualismus durchgesetzt hat.

Prinzip Ost: Positionierung durch Gruppenorientierung

Bedingt durch die Mangelwirtschaft gab es viele Dinge offiziell nicht zu kaufen. Wer folglich ein Eigenheim bauen wollte, musste unzählige ‚Vitamin-B-Beziehungen‘ aufbauen, um vom Dachziegel bis zum Elektrokabel alles Notwendige zu bekommen. Von daher war es üblich, sehr freundlich und hilfsbereit miteinander umzugehen. Schließlich konnte niemand wissen, wessen Hilfe er übermorgen benötigt. Durch diese Umstände entwickelte sich eine Gemeinschaftsorientierung, die es im Westen so nicht gegeben hat. Außerdem hat die Staatsideologie dafür gesorgt, dass in der DDR-Gesellschaft Gruppenbildungen entstanden sind. Wer nicht in die sozialistischen Jugendorganisationen eingetreten ist, wurde als Bürger zweiter Klasse behandelt und durfte in vielen Fällen nicht studieren. Daher hat sich jeder genau überlegt, ob und inwieweit er sich anpasst oder nicht. In den DDR-VEBs wurden sogenannte Jahresendprämien gezahlt, die daran gekoppelt waren, dass ein bestimmter Prozentsatz der Mitglieder eines Kollektivs in Organisationen wie dem FDGB, der DSF, der SED oder einer Blockpartei verankert sein musste.¹ Meinen Kollegen war es im Grunde egal, welche Weltanschauung ich vertreten habe. Wenn sie aber ihre Jahresendprämie nicht bekamen, weil ich durch meine bewusste Nichtmitgliedschaft die Quote verdarb, konnten sie

¹ Zu den Abkürzungen: **VEB** = Volkseigener Betrieb; **FDGB** = Freier Deutscher Gewerkschaftsbund; **DSF** = Deutsch-Sowjetische Freundschaft; **SED** = Sozialistische Einheitspartei Deutschlands; **Blockparteien** = Parteibildungen wie die CDU oder die LDPD (Liberaldemokratische Partei Deutschlands), die in der so genannten **Nationalen Front der DDR** zusammengeschlossen waren, was bedeutete, dass sie unter der Bevormundung und Kontrolle der SED gestanden haben.

‚stinksauer‘ werden. Durch solche Kollektivstrukturen übte der lange Arm des Staates einen permanenten Anpassungsdruck auf den Einzelnen aus (Schamorientierung). Wer als Christ seinen Glauben offen und direkt bekannte, wurde nicht selten von der Stasi beschattet und demzufolge als potentielles Problem behandelt. In der DDR gehörte man deshalb zu einer Kirche, zur SED oder zu einer ihr nahestehenden Organisation. Die kollektive Zuordnung war unvermeidlich, auch wenn es natürlich die unterschiedlichsten Kompromiss-Modelle gegeben hat. Grundsätzlich galt: Wer in diesem Staat überleben oder eben gut leben möchte, willigte in die entsprechende Zuordnung ein: Oppositionsgruppen und zum Glauben an Jesus gekommene Ex-Kommunisten gingen unter das Dach einer Kirche, während auf der anderen Seite viele Menschen die Kirchen verließen und nicht wenige davon SED-Mitglieder wurden.

Prinzip West: Profilierung durch Individualisierung

Im Westen war die Lage eine ganz andere. Hier hat die 68er Bewegung zwar auch gegen das Establishment und den Kapitalismus rebellierte, aber das führte nicht zu einer Beschneidung der Meinungsfreiheit oder zu erzwungenen Gruppenbildungen. Dafür gab es weder eine wirtschaftliche Notwendigkeit noch einen ideologisch-doktrinären Anpassungsdruck wie in der DDR. Ganz im Gegenteil. Die Emanzipation von nur gefühlten oder tatsächlichen Abhängigkeiten schritt unaufhaltsam voran, so dass ein profilierter Individualismus entstand, der zwar verschiedene Färbungen annehmen konnte, aber in jedem Falle streitbar und selbstbewusst auftrat. Es galt das Prinzip: Solange ich mir nichts vorzuwerfen habe (Schuldorientierung) muss ich auf niemanden Rücksicht nehmen. Außerdem war jedem klar, dass Profilierung nur demjenigen gelingt, der ein hohes Maß an Bildung, Durchsetzungsvermögen und Erfolg nachweisen kann. Daher kam alles darauf an, sich bietende Aufstiegschancen entschlossen zu nutzen.

Aus diesen verschiedenen Prägungen ergeben sich ganz unterschiedliche Wertmaßstäbe und Verhaltensweisen, die im Folgenden an drei Beispielen dargestellt werden sollen:

Abhängigkeitsverhalten

In der DDR galt es als guter, moralischer Wert, wenn sich jemand in die Gruppe einfügte, mit der er verbunden war. Menschen, die aus der Reihe tanzten und sich durch zu viel Eigenständigkeit profilieren wollten, kamen damit in keiner Gemeinschaft richtig an. Gruppenabhängiges Leben führt nämlich immer zur Zurückstellung eigener Ansprüche zugunsten des gemeinschaftlichen Interesses. Im Westen war es genau umgekehrt. Das Unangepasste und Querdenkerische galt als beachtenswerte Profilierung, von der unter Umständen innovative Kräfte ausgehen konnten. Jedenfalls musste jeder, der ein Ziel erreichen wollte, sich selbst und sein Projekt effektiv ‚verkaufen‘. Daraus ergibt sich folgende Differenz: Im Osten galt es als Zeichen echter Demut, wenn jemand zuverlässig arbeitete ohne sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Im Westen wurde dagegen eine gesunde Selbstdarstellung nicht als Mangel an Demut verstanden, sondern als Ausdruck von Kompetenz und Durchsetzungswillen gefeiert. Kein Wunder, dass es vielen Ostdeutschen bis heute schwerfällt, in Bewerbungsgesprächen über ihre Fähigkeiten zu reden und sich selbstbewusst anzubieten.

Konfliktverhalten

In Ostdeutschland konnte niemand seine Meinung offen zu Markte tragen insofern sie der des Staates entgegenstand. Das war politisch gefährlich und wurde deshalb als naiv angesehen. Eine ausgeprägte Streitkultur konnte sich daher nicht entwickeln. Schließlich wusste jeder, dass die SED-Bonzen im Zweifelsfall immer am längeren Hebel saßen, sodass viele das Prinzip der Konfliktvermeidung betrieben. Im Westen war das ganz anders. Hier galt es als heuchlerisch, wenn jemand wie ein Charmäleon durch die Landschaft lief. Die eigene

Überzeugung wurde vehement vertreten. Konfliktvermeidung galt als Schwäche! Man lernte im Umgang miteinander, sich in der Sache leidenschaftlich zu streiten und doch befreundet zu sein. Allerdings konnte die individuelle Profilierung im Einzelfall so stark überdehnt werden, dass eine besserwisserische und belehrende Attitüde bunte Blüten trieb. Auch hier zeigt sich eine wichtige Differenz: Der Ostdeutsche zieht sich in Diskussionen viel schneller zurück, als sein westdeutsches Gegenüber, weil er ein anderes Konfliktmanagement verinnerlicht hat. Im Osten hat sich nämlich anstelle der im Westen bevorzugten selbstkritischen Diskussion das Prinzip der gemeinschaftlichen Lösungsfindung durchgesetzt. Außerdem steht er unter dem Eindruck, in offenen Auseinandersetzungen häufig als Verlierer vom Platz zu gehen. Denn wer im Rahmen einer gesellschaftlichen Schamorientierung aufgewachsen ist, lebt sehr beziehungsorientiert und ist gegenüber dem an individueller Profilierung geübten Verhalten schuldorientierter Persönlichkeiten verletzlicher.

Leiterschaftsideal

Im Osten gleicht ein guter Leiter – idealtypisch betrachtet – einer Vaterfigur, die sich für die ihm anvertrauten Leute mit großem Engagement einsetzt. Die so erworbene Vertrauensbasis war für das Funktionieren der Gruppe mindestens genauso wichtig wie seine fachliche Kompetenz. Wer also ein guter Leiter werden wollte, ordnete sich erst einmal in die Gruppe ein und lernte so – gewissermaßen von innen her – wie effektive Leiterschaft funktioniert. Auch im geistlichen Leben spielte diese Prägung eine nicht unerhebliche Rolle. Ein guter Pastor ist stets darum bemüht, möglichst viele Mitglieder seiner Gemeinde zum Zug kommen zu lassen. Er leitet zwar das Geschehen, nimmt sich selbst aber an vielen Stellen zurück, damit andere Begabungen hervortreten können. Gleichzeitig achtet er darauf, dass die Beziehungen untereinander in Ordnung sind und dass niemand aus der Gruppe eine zu starke Dominanz entwickelt. Der Charakter eines Leiters besaß daher einen höheren Stellenwert als sein Konzept. Im Westen sind die inneren Gewichte etwas anders verteilt. Ein guter Leiter fungiert als Projektmanager, der durch fachliche Kompetenz besticht. Er nimmt sich nicht zurück, sondern zeigt anderen wie es geht. Natürlich muss man ihm auch vertrauen können. Der von ihm angestrebte Teamgeist bezieht sich jedoch ausschließlich auf das gemeinsame Projekt und nicht auf die generelle Befindlichkeit der Gruppenmitglieder. Alles, was zählt ist der Erfolg. Daher sind Konzepte und Strategien sowie Analysen und Prognosen von viel größerer Bedeutung als im Osten. Effizient ist alles, was die Leistung fördert und genau daran wird der Einzelne gemessen. Wer folglich ein guter Leiter sein will, muss seine Qualifikation und Führungsstärke unter Beweis stellen. Kein Wunder, dass in der wechselseitigen Wahrnehmung die Vaterfigur aus dem Osten als ‚Patriarch‘ und der Projektmanager aus dem Westen als ‚Technokrat‘ empfunden wurde.

Deutschland einig Vaterland – wie werden wir eins?

Ich möchte in diesem Feature darum werben, dass wir die unterschiedlichen Prägungen in Ost und West als Reichtum entdecken, der beide Seiten beflügeln und befruchten kann. Wenn wir die Pflege von Vorurteilen und Rechthaberei durch aufrichtiges Interesse und Lernbereitschaft ersetzen, kommt unter Umständen eine große Innovation zustande: Die Orientierung an der Gemeinschaft und die individuelle Profilierung werden nicht mehr als Gegensätze behandelt, sondern als einander zugeordnete und sich gegenseitig korrigierende Pole verstanden. Dann ist es möglich, voneinander zu lernen ohne die Unterschiede glattzubügeln. Statt auf das Anpassungsverhalten der jeweils anderen Seite zu warten, sind aufrichtige Reflektion und respektvolle Diskussion auf Augenhöhe gefragt.

Julius-Schniewind-Haus (Schönebeck / Elbe), den 09.10.2009